

Der Flitzmajor

HISTORISCHER ROMAN VON FREIHERR VON SCHLÖTT
VERLEHNSRECHTSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR REISER, WERDAU

Und als er dann die Antwort erhalten hatte, legte er beide Hände fest auf die Öffnung des Hörs, damit der andere unter keinen Umständen hören könne, was hier gesprochen wurde, dann rief er dem Kommandeur halblaut zu: „Die gnädige Frau ist da, sind der Herr Oberst auch für die Frau Gewissheit nicht zu sprechen?“

Das war eine Gewissensfrage. Am liebsten hätte er sich auch vor der Verlegenheit geflüchtet, denn wenn seine Frau ihn antwortete, handelte es sich ja nicht um ein Unbedeutendes, und das, die ihm auch jetzt damit kam, jeht, wo er seinem Vorwitz, wenn auch vorläufig nur privatim, die Anerkennung seiner Exzellenz ausdrückte, das störte den feierlichen Charakter des Augenblickes. Aber trotzdem, seine Frau war eine Frau, und wenn er jetzt nicht für sie zu sprechen war, dann wollte sie ihn die nach einer Minute wieder an.

So wenn jetzt aus den Händen seines Adjutanten den Flitzmajor kamen, aber seine Stimme war nicht allzu jählich, als er in den Apparat hineinrief: „Hier bin ich selbst, was es denn nun so Wichtiges, daß du damit nicht bis zum Morgen warten kannst?“

Was die Frau Oberst antwortete, konnten die beiden Offiziere natürlich nicht verstehen, die wollten selbstverständlich auch nicht von diesem privaten Gesprächsverlauf wissen, als sie es sahen, lediglich weil sie zugegen waren, tun mußten. Aber sie wurden trotzdem höflich, als der Oberst jetzt mit dem allerschwersten Ersuchen in den Apparat hineinrief: „Was hast du heute morgen in einer deiner alten Kommoden wieder gefunden? Was hast du gefunden? Deinen dir damals gekommenen Glauben an die Menschen? Daß du heute als glücklicher darüber bist, läßt ich dir vollständig noch, und ich bin mit dir darüber glücklich, denn ich habe unter deinem Un glauben oft gelitten, aber trotzdem, wie soll ich deine Worte verstehen?“

Nun sprach wieder die Frau Oberst, sehr lang und ausführlich, bis der Kommandeur dann schließlich triumphierend antworten konnte: „Siehst du wohl, ich habe es dir immer gesagt, die Brosche würde sich doch noch einmal wiederfinden, und ich habe dich damals genug gebeten, die Brosche deswegen nicht gleich zu entsorgen. Selbstverständlich müßt du jetzt sofort versuchen, deren Adresse zu erfahren, denn du bist der Leute eine glänzende Genugtuung schuldig. Die Brosche war wirklich eine Perle, und mein Glaube an sie wäre nicht so leicht verloren gegangen wie der deinige. Wie meinst du? — Aber ich scheite doch gar nicht,“ rief der Oberst zurück, „ich sage alles nur so, wie es ist. Ich freue mich wirklich herzlich mit dir. Da ist dieses geheimnisvolle Inserat in der Zeitung doch wenigstens zu etwas gut gemeint, denn ohne das hättest du in den letzten Wochen sicherlich nicht jeden Tag in deinen alten Kommoden herumgegrübelt. Na, wir sprechen zu Hause weiter darüber, jetzt habe ich zu regieren, oder hast du sonst noch etwas auf dem Herzen?“

Nun sprach wieder die Frau Oberst, und die beiden Offiziere sahen es dem Kommandeur an, daß ihn das, was er jetzt zu hören bekam, in das höchste Ersuchen verlegte. Sein Gesichtsausdruck wechselte fortwährend, bis er dann plötzlich in helles Lachen ausbrechend, in den Apparat hineinrief: „Es ist die Möglichkeit! Daß es sich bei dem Inserat nur um einen Witz handelte, habe ich im Gegensatz zu dir ja immer behauptet, aber daß ausgerechnet Fräulein Lutti dahintersteht, daß die das alles allein in Szene setzte, das steht dem Müdel wohl Gott ähnlich. Und die hat dir das vorhin, als sie bei dir war, selber erzählt?“

Ein paar Minuten ging das Gespräch zwischen dem Oberst und seiner Frau noch hin und her, dann legte der Kommandeur den Hörer endlich wieder aus der Hand, und sich an seine Offiziere wendend, meinte er belustigt und in der besten Laune: „Meine Herren, Sie haben ja alles mit angehört, freuen Sie sich mit mir, meine Frau hat ihren verlorenen Glauben an die Menschen wiedergefunden, und das verdient sie einzig und allein Fräulein Lutti. Ich habe es ja immer gesagt, die hat es faulstid hinter den Ohren, aber daß die der ganzen Stadt einen solchen Streich spielen würde, na, zuerst werden die Leute in der Stadt schön lachen, dann werden sie aber höfentlich so klug sein und lachen. Heute abend weiß es die ganze Stadt. Fräulein Lutti ist von meiner Frau gleich zu der Zeitung gegangen, um sich dort als die Kleinbildige zu bekennen und um dem Spaß endlich ein Ende zu bereiten.“

Der Oberst lachte vor sich hin, und da sein Brotherr lachte, lachte auch der Adjutant und schon, weil die beiden lachten, mußte auch Siegelbach es tun, obgleich ihm wohl Gott nicht danach zumute war. Allerdings, als er vorhin hörte, welchen schönen und harmonischen Witz das Herumsuchen in den alten Kommoden für die Frau Oberst gefunden hatte, da war er so froh und so glücklich gewesen, als hätte er mit seinem Streich ein gutes Werk getan. Aber als dann Lutis Name fiel, da war schnell ein Verdacht in ihm wach geworden, den er jetzt bestätigt sah. Sein erster Gedanke war, sofort vorzutreten und offen zu erklären: was Fräulein Lutti erzählt hat, entspricht nicht der Wahrheit, ich allein bin der Schuldige.

Aber er schwieg trotzdem, er mußte Lutis wegen schweigen, wenn er die nicht bloßstellen wollte. Er konnte doch ihr eigenes Geständnis nicht so ohne weiteres lägen strafen. Der Oberst würde ihm auch nicht glauben, würde ihn wenigstens fragen, wie Lutti denn dazu käme, so für ihn einzutreten. Darauf aber konnte er erst Antwort geben, wenn er Lutti danach gefragt hätte. Vorläufig stand er da vor einem Rätsel, das er sich nicht zu erklären vermochte. Dann aber, wenn er alles mußte, würde er dem Kommandeur bekennen, was er vorläufig noch mit Rücksicht auf Lutti verschweigen mußte.

Er begriff es selbst nicht, wie er sich derartig beherrichen konnte, daß der Kommandeur nichts von der gewaltigen Aufregung bemerkte, in der er sich befand. Er hörte kaum noch auf das hin, was ihm der Oberst da noch weiter von der Anerkennung seiner Exzellenz erzählte. Die Sache war doch so gleichgültig, was brachten deshalb so viele Worte gemacht zu werden. Je eher man ihn entließ, desto besser.

Und endlich durfte er gehen, nachdem der Oberst ihm nochmals herzlich die Hände geschüttelt und ihn obermals be-

Mutter

EINE WEIHNACHTLICHE GESCHICHTE VON ELSE ARNHEN

Frau Geheimrat Gerovinus schloß die alte Ebenholzschatulle. Mit einem leisen Knarren schnappte die Verschlußfeder ein. Wie die Stunden vergangen waren, dachte sie. Jetzt dämmerte es, und die müdegelesenen Augen blinnten in das Flodengewirbel vor dem Fenster.

Der Adventssonntag war da. Ein Tag, der die schönste, geheimnisvollste und verheißungreichste Zeit des Jahres aufschloß. Der in die Häuser einzieht und liebe, vertraute Weihnachtslieder anstimmt. Der den Kindern und Großen die Augen heller puht und mit flüsternder Stimme vom Christkind spricht. Erwartung bringt dieser Tag.

Um die Lippen der alten Dame zeichnete sich ein schmerzlicher Zug. Erwartung? — Sie hatte nichts zu erwarten, leit ihr Sohn nicht mehr lebte. Vor zwei Jahren am vierten Adventssonntag war die Todesnachricht gekommen — weißer aus Afrika. Seine junge Frau, die er drüben geheiratet, hatte sie gelandt, mit schonenden, liebevollen Worten.

Wo mochte sie wohl sein, die blonde Erta, die sie noch nie gesehen und die sie doch so gut kannte aus den Schilderungen ihres Sohnes. „Meine liebe Heideblume,“ so hatte er sie genannt. — Ein paar mal schrieb sie noch, nachdem sie in das Haus ihres Vaters zurückgekehrt war, der auf einer Nachbarfarm lebte. Der letzte Brief erzählte vom Tode des Vaters. Seither hatte sie nichts mehr von ihr gehört. Monate mochten es wohl schon sein. Die Zeit war geschlichen in den letzten beiden Jahren. Freuden waren gestorben und Hoffnungen ausgelöscht, nur die Einsamkeit und ein immer zunehmendes Weh waren geblieben. — Alte Menschen können den Schmerz nicht mehr ganz verwinden.

Frau Gerovinus lehnte den Kopf müde zurück. Die Hände lagen in ihrem Schoß — rührend hilflose Hände, denen alles entglitten war, was sie gehalten hatten. — Man sollte nicht in alten Briefen lesen. Man sollte nicht Erinnerungen herausbeschnitten, die einmal blutwarmes Leben waren. Auch nicht Namen nennen. Namen sind magische Formeln, spricht man sie aus, haben sie Gewalt. Und sie hatte ihres Sohnes Namen gerufen, viele Male — und heute.

Antwort war gekommen aus geisterhafter Ferne. Vielleicht war es ihr eigenes Herz gewesen, das dieses einzige, entbehrte und ersehnte Wort gesprochen hatte: Mutter!

Niemand war mehr da, der so —

Das junge Gesicht, vom fahlen Schneeflicht beleuchtet, hob sich empor. Frau Gerovinus umfaßte es mit beiden Händen. „Kind — Kind — du kommst zu mir?“

Die junge Frau blieb ganz still. Nicht sprechen jetzt. Nur Beieinandersein. — Und dann, als das herzklopfende Schlagen in der Brust leiser und leiser geworden war, wieder dieser weiche, zärtliche Ruf: Mutter!

„Ja — darf ich dich so nennen?“

„Mein Kind, mein liebes Kind, wer hätte sonst wohl ein Recht dazu?“

„Wilst du mir jetzt von dir erzählen?“ fragte Frau Gerovinus ein wenig später. Erta nickte. „Gern! Doch — erst will ich holen, was ich mitbrachte.“ Und sie eilte hinaus.

Frau Gerovinus hörte Papier rascheln. Ein heller Flackerchein huschte über die Milchglaschebe der Zimmertür, und dann kam die junge Frau wieder, ein brennendes Adventskännchen in den Händen.



„Hörst du es - Mutter?“ fragte die Junge.

„Advent.“ Frau Gerovinus sprach es ganz leise und Erinnerungen schwebten in wehmütigem Tone mit. „Ja — Advent.“ Die junge Stimme wiederholte es und neue Hoffnungen lagen darin. Sie hatte das Kännchen auf den Tisch gestellt. Nun sah sie beide Hand in Hand, schauten in das flackernde Lichtchen, und Erta begann zu erzählen. Von Trübem — von Herbert und von ihrem Vater. Auch davon — wie einsam sie gewesen war, als dieser sie dann verlassen.

„Ich hatte niemanden. — Nur dich, die ich nicht einmal kannte und die ich doch liebte, als Herberts Mutter und als einen Menschen, der so arm und einsam geworden war wie ich. Da schützte ich mich nach dir. Und ich kam. Aber ich wollte dir nicht zur Last fallen und so bewahr ich mich um eine Stelle bei der Mission. Gestern erhielt ich sie, und nun wollte ich dich bitten, ob ich bei dir bleiben darf.“

„Bei mir bleiben? — Ja, Erta, Kind — du wollest wirklich bei mir bleiben — bei der alten Frau?“

„Bei meiner Mutter,“ sagte die junge Frau weich und schmiegte sich eng an sie.

Das einsame alte Herz öffnete sich in heiligem Dant und umfaßte den jungen Menschen an seiner Seite mit dem ganzen Reichtum mütterlicher Liebe.

Da schlugen die Gloden an, draußen vor dem Fenster, und sangen Adventszubel um den Turm und über die Stadt, schwangen und sangen Verheißung und Freude.

„Hörst du es, Mutter?“ fragte die Junge.

Frau Gerovinus nickte still. „Und ich verstehe die Gloden wieder, sie waren mir lange tot.“

Dann, als das Klängen verstummte und in der Stille des Zimmers nur noch das kleine Licht an der Spitze des Kännchens schimmernd knisterte, huschte sich die junge Frau in den mütterlichen Arm und sagte ganz leise: „Es soll schön werden, Mutter — und in wenigen Tagen kommt das Christkind.“

Frau Gerovinus lächelte, hob das junge Gesicht in den Lichtschein, daß sie ihm in die klaren Augen schauen konnte und antwortete mit einer Stimme, wie nur Mütter sie haben: „Mein Christkind kam schon heute.“



Da öffnete sich die Tür. Eine schlanke Gestalt huschte hinein... Die Floden tanzten weiter. Eine Turmuhr schlug und es dunkelte. Da schlüpfte die Hausglocke. — Frau Gerovinus richtete sich auf — lauschte — hörte das Mädchen öffnen — vernahm Sprechen. Und dann lagte eine junge, frische Frauenstimme: Lassen Sie nur, ich gehe selbst hinein.

Wer war das? — Frau Gerovinus wollte aufstehen. Da öffnete sich die Tür. Eine schlanke Gestalt huschte hinein — auf sie zu — kniete vor ihr nieder und warme Lippen legten sich auf die alten Hände.

Mutter — liebe, geliebte Mutter,“ flüsterte ein Mund. Frau Gerovinus zitterte. — Mutter? Wer nannte sie so? — Der Name legte sich weich an ihr Herz. Ihre Hand tastete über die Knieende.

„Wer — wer? Erta — Du?“

„Ja, Mutter — ich — Herberts Frau“

glückwünscht hatte. Endlich war er wieder draußen auf dem Korridor und so schnell er nur konnte, eilte er die Treppe hinunter, hinaus ins Freie, um baldmöglichst zu der Stelle zu gelangen, wo Lutti ihn erwartete, vorausgesetzt, daß sie die in seinem Briefe geäußerte Bitte erfüllen sollte.

Und Lutti wartete auf ihn, sie sah ihn schon von weitem kommen und winkte ihm mit der Rechten zu, aber als er dann jeht vor ihr stand, vor Aufregung an allen Gliedern zitternd, unfähig, sich zu beherrschen, totendblich im Gesicht, da erschraf sie derartig, daß sie unwillkürlich einen halb unterdrückten Schrei ausstieß und ihm zurief: „Um Gottes willen, was ist geschehen? Sind Sie tatsächlich derartig gegen die Tür gestossen, daß Sie nun wirklich mehr einem Toten als einem Lebenden gleichen? Aber so sprechen Sie doch nur, was ist geschehen?“

„Was geschehen ist, gnädiges Fräulein?“ meinte er endlich mit tonloser Stimme. „Das wissen Sie doch am besten, und da frage ich Sie offen und ehrlich, und ich bitte Sie, mir ebenso zu antworten, gnädiges Fräulein: Warum haben Sie mir die Schmach angetan, daß Sie zu der Frau Oberst gingen und die Schuld auf sich nahmen? Hatten Sie mich für so erbärmlich feige, daß ich Furcht haben sollte, die Folgen des dummen Streiches selbst zu tragen? Was ich mir einbrochte, werde ich auch schon selber ausernen, und wenn ich nicht gleich dem Kommandeur alles bekannte, nachdem ich erfahren hatte, daß Sie selbst — nur die Rücksicht auf Sie ließ mich schweigen, bis ich aus Ihrem Munde gehört habe, was Sie veranlaßte, die Frau Oberst aufzusuchen.“ Und noch einmal fragte er jeht: „Warum haben Sie mir das angetan?“

Nicht für eine Sekunde hätte sie sich Marmgemacht, daß er ihren Schritt jemals als eine Kränkung oder gar als eine

Beleidigung annehmen könnte. Der Gedanke war ihr überhaupt nicht gekommen und nun bereute sie seinetwegen, was sie getan. Aber ungeschehen konnte sie es ja nicht wieder machen.

Aber dann fühlte auch sie sich plötzlich gekränkt und beleidigt, sie hatte es nur gut mit ihm gemeint, das hätte er doch ohne weiteres erraten müssen. Und daß er nicht einmal ihren guten Willen, ihm zu helfen, anerkannte, daß er sie in so schroffer Weise zur Rede stellte, das hatte sie wirklich nicht um ihn verdient. Aber das durfte sie ihm nicht einstecken, denn das hätte ja so aussehen können, als fürchte sie sich nun ihrerseits vor den Folgen dessen, was sie tat, als wolle sie seinen Vorwürfen entgehen.

Offen und ehrlich, wie seine Worte gewesen waren, sollte ihre Antwort sein. Darum hatte er sie gebeten, und so sagte sie denn nach nochmaligem Besinnen: „Schön, Herr von Siegelbach, wenn Sie denn alles wissen wollen —“

„Ich muß es sogar wissen, gnädiges Fräulein,“ fiel er ihr in das Wort, „den bin ich meiner Ehre schuldig.“

„Dann hören Sie also,“ meinte sie, „ich ging zu der Frau Oberst und nahm dort alle Schuld auf mich, weil ich wünschte, daß mir beide, Sie und ich, endlich quiti miteinander würden. Ich wollte Ihnen nicht länger zu Dant verpflichtet sein.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein neuer spannend-interessanter Zirkus-Roman
„Clown Teddo“
kommt ab 1. Januar 1929 zur Veröffentlichung.

